

Günter Dippold:

Think Tanks – Bedeutung für die Zukunftsfestigkeit von Deutschland und seinen Regionen

Tutzing, 5. September 2014

Nutzen Think tanks der Zukunftsfähigkeit unseres Landes und insonderheit des ländlichen Raums? Welche Frage! Es macht immer Sinn, seinen Kopf zu benutzen, und das ist um so wirkungsvoller, wenn mehrere Menschen es miteinander tun.

Also, ein eindeutiges Ja. Sache klar, Vortrag aus.

Natürlich ist es so einfach nicht.

Lassen Sie uns Betrachtungen anstellen, wie Think tanks arbeiten müssen. Aber ich will meinen Vortrag zugleich nutzen, um eine weitere Perspektive einzuführen, die im fachübergreifenden Diskurs der letzten Tage eher zu kurz gekommen ist: nämlich die historische.

Um über Nutzen und Notwendigkeit von Think tanks wirkungsvoll nachdenken zu können, müssen wir erst einmal über die Sache reden: Was sind Think tanks, Denkfabriken, Ideenfabriken?

Ich muss hier gewiss nicht die Geschichte der so benannten Einrichtung darlegen. Sie wissen, dass Wort und Gegenstand aus dem Militärischen kommen, dass in geschützten Räumen, geschützt vor dem Feind, geschützt vor allem vor Öffentlichkeit und politischem Opportunitätsdenken, Strategien entworfen werden sollten, und ausdrücklicher Auftrag war, Dinge aus neuen, ungewohnten Perspektiven zu beleuchten und auch das Udenkbare denken.

Es gehört zum Wesen des Think tank, dass er nicht eingeschränkt sein soll durch gesellschaftliche Rücksichten, nicht begrenzt durch *political correctness*, nicht orientiert am politischen Tagesgeschäft, nicht belastet durch Gedanken über die nachherige Umsetzung des Angestoßenen.

In gewisser Hinsicht ist der Think tank eine notwendige Gegenbewegung zur politischen Praxis.

Der frühneuzeitliche Fürst beriet seine politischen Entscheidungen, vom belanglosen Einzelfall bis zu den Leitlinien seines Handelns, in Gremien, die selbstverständlich hinter verschlossener Tür tagten. Juristen, immer mehr von ihnen, und Adlige ventilerten anstehende Fragen, wobei einer als Referent den Fall vortrug und das Ratsgremium diesen erörterte und durch sein Votum die Entscheidung des Fürsten vorbereitete. Im Absolutismus gab es neben dem vielköpfigen Rat dann zumeist noch ein kleines, elitäres Gremium, eng am Fürsten, das nach dem Raum hieß, in dem es tagte: Kabinett – ein nicht direkt vom Flur aus zugängliches Zimmer, abhörsicher gleichsam.

Grundsätzlich vertraute man in der Staatsverwaltung bis ins 19. Jahrhundert hinein mehr Gremien als Einzelpersonen. Mittelbehörden wie die bayerischen Bezirksregierungen handelten lange Zeit noch in traditioneller Weise: Man kam an einem Sitzungstag zusammen, ein Beamter trug eine Angelegenheit vor, die anwesenden Regierungsräte besprachen sie und entschieden gemeinsam. Erst nach und nach setzte sich das Sachbearbeiterprinzip durch, wonach einer allein agierte, bestenfalls eingebunden in eine vertikale Struktur, aber ohne förmliche Beratung mit Anderen, Gleichrangigen. Das schien effizienter – und war es vielleicht auch.

Da, wo im Regierungs- und Verwaltungshandeln noch Gremien agieren, geschieht das häufig unter den Augen einer zumindest relativen Öffentlichkeit. Denn Entscheidungen, ja selbst Beratungen hinter verschlossener Tür scheinen sich mit der Forderung nach Transparenz nicht zu vertragen.

So ist mit dem Glauben an den zügigen Einzelentscheider und an das öffentlich gemachte Beraten ein Bedarf für das politische Geschäft entstanden, den Think tanks erfüllen.

Und an ihnen besteht, so vermittelt es schon ein flüchtiger Blick ins Internet, kein Mangel. Zumindest das Etikett ist sehr verbreitet, wobei sich hinter dem Namen das Unterschiedlichste verbergen kann: lose Brainstorming-Runde oder politische Unternehmensberatung, Lobbyisten-Bündnis, Altherren-Beschäftigung, Fachzirkel, Werkzeug zur Drittmittel-Akquise oder Interessenvertretung wirtschaftlicher oder weltanschaulicher Kräfte. Obendrein bestehen Think tanks in unterschiedlichsten Rechtsformen und Trägerschaften.

Eines mindestens sollten sie, wenn sie den Namen verdienen, gemeinsam haben: dass ihnen Personen und, dann und wann, sogar Persönlichkeiten angehören, die in einer Disziplin Fachleute sind, nicht zwingend in der Thematik, die Hauptgegenstand des jeweiligen Think tank sind. Interdisziplinarität, das Nutzen des Umstands, dass Vertreter unterschiedlicher Disziplinen unterschiedliche Zugänge zu Problemen pflegen, sollte ihnen zueigen sein.

Grob mag man, wie der Politikwissenschaftler Dieter Plehwe, Think tanks in zwei Arten scheiden: in akademische und advokatorische. Gewiss ist die letztere Gruppe auf dem Vormarsch; Plehwes Kollege am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Rudolf Speth, hat schon 2006 in seinem Essay „Miese Expertise“ konstatiert: „Die Politikberatung hat sich politisiert.“ Er meint damit das Vordringen von Think tanks mit klarer politisch-ideologischer Zielrichtung.

Man mag das Tun der Think tanks auf drei Aufgabenfelder verteilt sehen: 1. Sie analysieren Probleme oder bewerten politisches Handeln mit bewährter wissenschaftlicher Methodik, zumal mit den Instrumenten der Politologie, der Soziologie, der Wirtschafts-

wissenschaften, der Geographie. 2. Sie entwickeln – in freier Form – *Ideen* oder – systematisiert – *Strategien*, wie man jene Probleme lösen könne. 3. Sie mühen sich mittels ihrer Expertise, Ideen oder Denkweisen, Denkschulen oder gar Ideologien durchzusetzen.

In der Praxis berühren sich die Felder, und wohl kein Think tank ist ausschließlich einer Aufgabe verschrieben, kaum einer ist rein akademisch oder bloß advokatorisch. Denn was wäre das beispielsweise für ein Wissenschaftler, der nicht seinen Ideen Verwirklichung wünschte? Aber die Anteile, die in die verschiedenen Aufgaben investiert werden, sind höchst unterschiedlich. Und die Aufgaben schließen einander nicht aus, in Wahrheit braucht es alle drei.

Die Zukunftsfähigkeit Deutschlands ist ein zu weites Feld. Greifen wir deshalb einen Aspekt heraus, der unsere Tagung beherrscht: das Auseinanderklaffen urbaner und ländlicher Räume, anders gesagt: Demographie und ihre Folgen. Wesentliches dazu haben wir von mehreren Referenten gehört. Die Großstadt wächst, Flächen werden knapp, Wohnraum teuer, Infrastruktur aufwändig. Der eigene Erfolg erstickt die Metropole samt ihrem Umland. Die (wenigstens aus großstädtischer Sicht) peripheren, ländlichen Räume verlieren Einwohner, die Bevölkerung überaltert, unterjüngt, vergreist, Immobilienpreise verfallen, die Aufrechterhaltung der Infrastruktur wird erst recht aufwändig. Die fortschreitende Urbanisierung lässt Dorf und Kleinstadt ausbluten.

Ein Holzschnitt, gewiss. Beides – das Welken des Lands und das Aufblühen der Stadt – gefährdet die Zukunftsfähigkeit des Landes. Die verloren gehende Balance erschwert das Streben um gleichwertige Lebensverhältnisse, wie es auch in Bayern seit verganginem Jahr Verfassungsrang als Staatsziel hat. Den Anspruch kurzerhand aufzugeben, den weltweiten Prozess der Urbanisierung, gar Metropolisierung einfach geschehen zu lassen, ist mithin keine Option. Man wird den Prozess nicht national oder regional aufhalten, geschweige denn umkehren können. Aber man kann ihn begleiten, seine Folgen abschwächen.

Die Probleme freilich sind vielschichtig und verzahnt, und in einer zum Glück freien Gesellschaft, rechtlich frei in Berufs- und Wohnortwahl, verbieten sich einfache, autoritäre Lösungswege von vornherein.

Maßnahmen, die greifen könnten – falls es sie denn gibt –, verlangen nach strategischem Vorgehen und fordern Zeit. Sie erfordern ein Hinausblicken über die Tagespolitik. Wer zügigen Beifall erstrebt, wer bloß die nächste Wahl – und wann würde einmal nicht gewählt, im Bund, im Land, in den Kommunen, im Nachbarland? – im Visier hat, der wird auf diesem Feld nichts bewirken. Andererseits – im ländlichen Raum hat der die Wahl schon verloren, der etwa den Verzicht auf neue Baugebiete fordert, weil sie Geld verschlingen und die Verödung der Innen- und Altorte beschleunigen.

Wo, wenn nicht hier, braucht es also die Tugenden des Think tank? Er ist die einzige Chance, der Kurzatmigkeit des politischen Alltagsgeschäfts etwas entgegenzusetzen. Sie übrigens hat vor beinahe zwei Jahrzehnten Roman Herzog als Grund dafür benannt, dass die deutsche Politik sich – anders als etwa die us-amerikanische – wenig beraten lasse, sich regelrecht sträube. In der Tat nutzt der beste Rat nichts, wenn er auf taube Ohren stößt. Ja, es braucht Think tanks, aber gepaart mit Politikern, die sich auf den Rat einlassen, mit Medienvertretern, die nicht nach dem sofortigen Ertrag fragen, mit einer Bürgermehrheit, die sich auch einmal von lieb gewordenen Vorstellungen und unge-scheutem Eigennutz freimacht. Doch wo bleiben wir ohne Hoffnung?

Wie soll nun die Arbeit der Think tanks beschaffen sein, und welche Fehler können dabei gemacht werden? Ich will dazu ein paar Reflexionen versuchen, und zwar festgemacht an den Aufgaben, die der ländliche Raum stellt.

Aufgabe ist zum einen, Probleme zu analysieren. Es genügt nicht, sie zu benennen. Gewiss ist es verdienstvoll, beispielsweise Wanderungsbewegungen vom Land in die Stadt zu beschreiben, Prognosen in verschiedenen Szenarien aufzuzeigen, die Folgen der Entwicklung zu bestimmen. Das alles geschieht. Aber es braucht die Ursachenforschung! Warum ziehen Menschen aus dem ländlichen Raum in die Stadt? Warum gibt es nicht ähnlich viele Bewegungen in entgegen gesetzter Richtung? Da spielen sicherlich Arbeitsplätze eine Rolle. Aber doch nicht nur sie, nicht harte Faktoren allein. Eine Psychologie der Urbanisierung wäre vonnöten.

Es scheint auch angezeigt, längere Perspektiven in den Blick zu nehmen. Nicht alles versteht man, wenn man bloß die letzten zehn oder 20 Jahre sieht. Erst in der Überschau längerer Zeiträume erschließen sich Sachverhalte, und Manches, was neu erscheint, ist ein alter Hut. Boomtowns gab es hierzulande im 19. Jahrhundert – weit ausgeprägter als heute –, negatives Wanderungssaldo in ländlichen Regionen gleichfalls.

Am Ende bietet die Vergangenheit gar Anregungen für heute. Wie sind die an-schwellenden Großstädte des 19. Jahrhunderts denn mit ihrem Anschwellen umgegangen? Wie haben ländliche Räume auf Einwohnerschwund reagiert?

Geschichte behütet davor, Dinge als selbstverständlich zu betrachten. Der Dorfladen gilt als Symbol der guten alten Zeit schlechthin. Und doch ist er ein modernes Phänomen, oftmals erst im späten 19. oder frühen 20. Jahrhundert oder gar in den Wirtschaftswunderjahren entstanden. Wie war die Warenversorgung zuvor organisiert, wie kaufte der Landbewohner vor dem Bahnbau ein? (Dann hat Zalando vielleicht mehr mit der vormodernen Lebenswirklichkeit auf dem Dorf zu tun als der Kaufladen – der Internet-Versender als Nachfolger des Hausierers mit neuen Mitteln.)

Gestern haben wir von Banken und Sparkassen gehört. Dass es im Dorf Bankstandorte gibt, ist eine Entwicklung der 30er bis 80er Jahre des 20. Jahrhunderts. Wie kam man vorher zu Geld und was tat man mit Erspartem? Die Antworten könnten Ideen im Hier und Heute anstoßen.

Vor allem versteht man die wirkmächtigen, noch näher zu besprechenden Bilder, die es von Land und von Stadt in den Köpfen gibt, nur in historischer Dimension. Geschichte bewahrt, ordentlich betrieben, vor Stereotypen.

Die zweite, vielleicht noch vornehmere Pflicht von Think tanks ist es, Strategien zu entwickeln, wie auf die Gegebenheiten und Zukunfts-Szenarien zu reagieren, wie letztere gar zu beeinflussen sind. Beispiele und Anstöße sind uns in den letzten Tagen vielfach geboten worden.

Wir haben es mit Tendenzen zu tun, die sich nicht auf eine Region beschränken, oft sind es weltweite Trends. Aber ihre Ausformung unterscheidet sich bei aller Gemeinsamkeit regional.

Es braucht Think tanks, die Konzepte erdenken und Strategien für ihre Umsetzung ausarbeiten und die dies auf nationaler oder grenzüberschreitender Basis tun. Aber das wird zu kurz greifen, wenn Konzepte und Strategien nicht auf eine regionale, gar auf örtliche Basis heruntergebrochen, ihr angepasst werden.

Vielleicht sollte es sogar umgekehrt sein. Vielleicht sollten die Konzepte vielmehr auf kleinräumiger Ebene entworfen und davon ausgehend auf größerräumige Ebenen übersetzt werden – bottom up, um es mit einem Schlagwort unserer Zeit zu sagen. Dazu bräuchte es ein Netzwerk der regional operierenden Think tanks.

Regional arbeiten, das bedeutet, dass nicht konfektionierte Lösungen vonnöten sind. Es braucht – bei aller Übereinstimmung, die ländliche Räume untereinander haben mögen – keine Gutachten, die nach dem Prinzip „Copy and Paste“ entstanden sind (und wir wissen alle, dass es sie gibt). Was tatsächlich Not tut, das sind maßgeschneiderte, der jeweiligen Örtlichkeit wirklich angemessene Lösungen.

Denn es ist in unserer Tagung mehrfach angeklungen: Der ländliche Raum verlangt nach Vielfalt, nicht nach Uniformität. Gutgemeinte, teure, bisweilen durchaus wirkungsvolle Programme wie Dorferneuerung zeigen in gebauter Form, was droht: Einheitsbrei. Denn man sieht dem Ort doch an, ob die Dorferneuerung über ihn gekommen ist. Gestaltungsmittel wiederholen sich und nutzen sich dadurch ab.

Ich glaube, dass wir das Streben nach gleichwertigen Lebensverhältnissen nicht über Bord werfen dürfen. Aber Gleichwertigkeit ist nicht dasselbe wie Gleichartigkeit. Das Leben im urbanen Raum darf, ja soll sich vom Leben im ländlichen oder im suburbanen

Raum unterscheiden. Aber Vorzüge und Nachteile müssen in einer gesunden Balance bleiben.

Ratschläge setzen Wissen voraus. Das meint im Fall des Think tank: Fachwissen in unterschiedlichen, hier zusammengespannten Disziplinen. Aber hinzu muss ein Verständnis für die zu beratende Region kommen. Das bedeutet nicht, dass die Beratenden aus der Region stammen und/oder in ihr leben sollten. Gerade die Außensicht kann erhellend sein. Der Unternehmensberater kommt nicht von ungefähr von außen. Aber einlassen muss sich, wer berät, auf die Region.

Idealerweise sollte ein kleinräumiger Think tank gemischt sein, aus örtlichen Kräften, die für unterschiedliche Lebenswelten stehen, und aus externen Fachleuten bestehen. Und man soll den Propheten in seinem Vaterlande etwas gelten lassen. Durch die Einbeziehung Örtlicher wäre auch Bürgerbeteiligung gegeben, und zwar in einer Form, die die beteiligten Bürger_innen nicht überfordert – so, wie es mir bei manchen Verfahren der Fall zu sein scheint, zumal dann, wenn die Bürgerbeteiligung eine Pflichtübung ist, abverlangt durch Förderkriterien.

Was ein Think tank anrichten kann, dem echter Bezug abgeht, der zugleich eine Einheitslösung für unterschiedliche Probleme versucht, kurz: wie es schief gehen kann, das hat der 22köpfige Zukunftsrat der Bayerischen Staatsregierung bewiesen, ein Think tank, den der Ministerpräsident 2010 eingerichtet hat – zunächst für zwei Jahre, und dabei ist es geblieben. Das „hochkarätige“ (so die Homepage der Staatskanzlei) Gremium bestand aus 17 Männern und fünf Frauen, allein zwölf besaßen Professorenwürde. Positiv: Die Personen kamen aus unterschiedlichen Bereichen: Wirtschaft vor allem, Hochschule, Kirchen, mittendrin eine Vertreterin des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und der Präsident des Bayerischen Landesbunds für Vogelschutz. Auffällig: 13 der Mitglieder wirkten in München, der Vorsitzende saß in London, zwei Mitglieder in Bonn und Berlin, weitere in Erlangen, Würzburg, Ingolstadt, Regensburg – ganze zwei kamen aus dem ländlichen Raum, sprich: nicht aus einer Großstadt.

Dem Zukunftsrat war die Aufgabe zugedacht, Strategien für das staatliche Handeln zugunsten des gesamten Freistaats zu entwickeln.

Nach einem Jahr lag ein erstes Gutachten vor. Dessen zentrales Kapitel versucht unter der Überschrift „Metropolregionen und ländlicher Raum“ die Frage zu beantworten (so der Untertitel): „Wie lassen sich Metropolregionen und die ländlichen Regionen sinnvoll in die fortschreitende Globalisierung einbinden?“

Es gebe drei Optionen:

1. Der Fokus wird auf die eine Megacity gerichtet. „Bayern wird München“.
2. Sechs ausgewählte Städte werden zu Leistungszentren entwickelt, Großstädte allesamt, wobei Nürnberg/Fürth/Erlangen als ein Ort verstanden sind.

3. Der Fokus wird auf den ländlichen Raum gerichtet.

Letzteres lehnt die Arbeitsgruppe ganz entschieden ab: Hier sei der Wirkungsgrad von Investitionen am geringsten, das sei Gießkannenprinzip, es drohen Zersiedlung und Flächenfraß.

In den drei Optionen manifestiert sich ein entscheidender Denkfehler des Papiers: das Ziel, für ganz Bayern eine Strategie zu entwickeln. Man fühlt sich an die Zeit der radikalen Staatsaufklärung erinnert, als man einem ganzen Land egalisierende papiere- ne Konzepte praxisferner Theoretiker überstülpen wollte. Schon damals, 1802, als geistliche Staaten in Nord- und Westdeutschland Preußen eingegliedert wurden, hat der große preußische Reformler Karl Freiherr vom und zum Stein vor derartigem Vorgehen gewarnt, weil nämlich „Kenntniß der Oertlichkeit die Seele des Dienstes ist“. Das bedeutet: Erst muss man die regionalen, sogar die lokalen Verhältnisse kennen, bevor man handelt oder auch nur plant.

Die Strategie des Zukunftsrats heißt so: „Potente Städte in der Fläche Bayerns müssen zu überregionalen Leistungszentren ausgebaut werden, sie sollten in ihrer Gesamtheit die bayerische Bevölkerung in einem 60-Minuten-Radius der Erreichbarkeit abdecken.“

„Potente Städte“? Ich weiß nicht recht, was die Potenz einer Stadt ausmacht. Für die Arbeitsgruppe des Zukunftsrats ist es offenbar allein die Einwohnerzahl. Denn alle Städte, die zu Leistungszentren zu entwickeln wären, sind Großstädte mit mehr als 100.000 Einwohnern. – Sind also die Städte unterhalb dieser Marke impotent?

Was ist die Aufgabe der nicht durch Menschenballung gesegneten Räume? „Der ländliche Raum“, so heißt es, besitze „eine eher noch zunehmende Bedeutung als natürlicher Erholungsort für die urbanen und suburbanen Wirtschaftszentren“. Das heißt: Arbeiten in der Großstadt, Hineinpendeln in die Großstadt im Radius einer Stunde, überall sonst Erholen.

Was steht dahinter? Ein falsches, klischeehaftes Bild von Land.

Land bedeutet vielen bäuerlich, und bäuerlich heißt so viel wie statisch. Während die anderen, die Ballungsräume vorwärts marschieren, bleibt das Land stehen, wo es von jeher stand. Es bleibt zurück, es ist zurückgeblieben. So lauten die einfachen Gleichungen. Die große Stadt hingegen gilt in der Rückschau und erst recht im Heute als Motor des Fortschritts, des geistigen, aber auch des wirtschaftlichen.

Die Klischees sind alt. Schon in der Antike galt das Land als der Ort, wo der Städter, befreit von der Bedrängung seines betriebsamen Wohnorts, sich in beschaulicher Ruhe geistigen Dingen widmen kann. In der Spätantike bezeichnete „urbanitas“ geistige und sprachliche Eleganz – im Gegensatz zur „rusticitas“; da schwingt Unbeholfenheit, Rohheit, Plumpheit mit.

Die Heimatschutzbewegung, die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert antrat, das Ursprüngliche, das Wahre, das Wesen der Heimat zu retten, sie lehnte das Moderne ab, das die Heimat zu überformen, letztlich zu vernichten schien. Für jene Bewegung war in der großen Stadt der kurzlebige Schlager zu Hause, auf dem Land die überzeitliche Volksmusik. In der Stadt eitle Mode, auf dem Land ursprüngliche Tracht. In der Stadt der Takt der Fabriken, auf dem Land die Beschaulichkeit des altherwürdigen Handwerks und der Landwirtschaft. In der Stadt kahle Mietskasernen aus Industrieziegeln, auf dem Land gefällige Häuschen mit Garten.

Was da im frühen 20. Jahrhundert gezeichnet wurde, war ein Idealbild des Landlebens, ein Wunschbild. Gleichwohl verfestigte es sich. Die Wertung aber kehrte sich um. Stadt stand irgendwann für Neuerung, für Fortschritt, für Bewegung, Land für Verharung und Stillstand. Stadt war modern, Land altbacken.

Nichts kann in dieser Verkürzung falscher sein als das. Ich selber komme aus einer Region, die auf dem Land hochindustrialisiert war und teilweise noch ist. Industrialisierung, Offenheit für neue Technologie, das ging hier nicht selten von Dörfern aus, jedenfalls nicht von großen, satten Residenz- oder Handelsstädten.

Da muss doch ein Konzept für die Gestaltung der Zukunft solcher Orte anders aussehen als in einer tatsächlich bäuerlich geprägten Region – wobei auch Landwirtschaftsformen sehr unterschiedlich aussehen und daher die Kulturlandschaft entsprechend prägen konnten.

Es gilt also, die Eigenarten eines Landstrichs zu erfassen, wenn man für ihn Strategien finden will. Nur so kann es passen wie maßgeschneidert.

Die dritte Funktion, die Think tanks für den ländlichen Raum wahrnehmen können, bleibe nicht unerwähnt. Ich spreche von der advokatorischen Aufgabe.

Denn woran es den ländlichen Räumen fehlt, das sind Fürsprecher. Sie verlieren mit schwindenden Einwohnern und wachsendem Altenanteil an Menschen, die für ihre Heimat in die Schranken treten können.

Nie war die Lebensweise in Stadt und Land so ähnlich wie heute – man sieht im Neubaugebiet den Unterschied kaum noch, weder an den Gebäuden noch an den Straßen noch an den Menschen. Und zugleich war die Betonung der Unterschiedlichkeit selten so ausgeprägt. Und dem Land begegnet aus städtischer Warte gleichsam kolonialherrliche Herablassung.

Lassen Sie mich dies an einer Lese Frucht aus der letzten Zeit verdeutlichen.

„Internet ist mittlerweile genauso wichtig wie Strom, Wasser und Telefon. Es ist wichtig für die Teilnahme an Bildung, für den Medienkonsum, für die Kommunikation. Gesellschaftliches Leben ist heutzutage ohne Netz schlicht nicht mehr denkbar.“ Diese

richtigen Sätze standen kürzlich in der Zeitschrift „Cicero“, Untertitel: „Magazin für politische Kultur“. Die Kolumnistin Petra Sorge hat die Sätze geschrieben – und zwar in einer Glosse mit der Überschrift: „Dörfler, schminkt euch das schnelle Internet ab“. Man stelle sich vor, die Autorin hätte geschrieben: „Afrikaner, schminkt euch das schnelle Internet ab“. Ein shit-storm wäre zu Recht über sie hereingebrochen.

„Dörfler, schminkt euch das schnelle Internet ab“ – das ist in der Tat der Tenor des Artikels. Also Teilhabe an Bildung, Medien, Kommunikation nur für die Städter, gemeint: Großstädter, fürs Land allenfalls eine Mindestversorgung über einen Hotspot auf dem Dorfmarktplatz. Warum sollten die „Landbewohner“ auch mehr wollen von der Solidargemeinschaft? „Wenn sie U-Bahn fahren wollen, müssen sie schließlich auch in die nächste Metropole fahren.“

Allein dieser Satzsatz offenbart die geistige – und, nebenbei gesagt, ebenso die sprachliche – Dürftigkeit. Sorge prangert an, dass die Solidargemeinschaft für die Internetversorgung des ländlichen Raums erhalten müsse. Dass dieselbe Solidargemeinschaft auch die besagte U-Bahn finanziert, ist für sie selbstverständlich. Schließlich ist sie ja für das höhere Wesen, den Stadtmenschen, da. Lächerlich, gewiss. Aber die Haltung ist so selten nicht.

Was nicht Großstadt ist, das ist Provinz. Tagtäglich lesen wir dieses Unwort in den großstädtischen Zeitungen. Bisweilen steht es sogar in regionalen Blättern, weil der Redakteur sich eigentlich zum FAZ-Kolumnisten berufen fühlt und nur versehentlich bei der „Provinz“-Zeitung gelandet ist. Provinz also heißt alles, was nicht Ballungsraum ist. Und was in der Provinz besteht, das muss dann ja zwangsläufig provinziell sein. Wer aber will das? Welcher, zumal welcher junge, gut ausgebildete Mensch will provinziell sein? Also dann, auf in die Großstadt – womit wir bei unserer Malaise wären.

Wir brauchen Think tanks, die das Panier des ländlichen Raums hochhalten, die beginnen, eine Nation nicht von ihren Metropolen aus zu denken und zu beplanen, sondern die alle Teile wirklich gleichberechtigt in den Blick nehmen. Vielleicht braucht es sogar die, die sich als Lobbyisten und Fürsprecher des ländlichen Raums verstehen.

Dann tragen Think tanks wirklich zur Zukunftsfestigkeit des Landes bei. Und grundsätzlich gilt sowieso: Es macht immer Sinn, seinen Kopf zu benutzen.

Prof. Dr. Günter Dippold
Brückleinsgraben 1
96215 Lichtenfels

Mail: guenter.dippold@uni-bamberg.de
Fax: 09571 948116